

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hirtler, Franz: Heimkehr nach Munterswyl. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

tigen deutschen Erziehung. Erst nachdem die drei Kräfte Elternhaus, Schule und HJ. organisch zusammenarbeiten wie Wurzel, Stamm und Krone, wird das erstehen, was wir die deutsche Erziehung nennen. Niemals darf es so sein, daß eines gegen das andere arbeitet, oder eins sich besser dünkte als das andere, sich mehr Recht herausnahme gegenüber dem andern. Nein — so wie an einem gut gewachsenen Baum Wurzel, Stamm und Krone in einem lebendigen Zusammenhang stehen und nur füreinander da sind, so auch in unserer künftigen Erziehung. Wie wäre es um den Baum bestellt, bei dem die Wurzel sagen würde — und damit meine ich das Elternhaus —: „Ich habe mit dem Stamm und der Krone nichts zu tun.“ Der Baum müßte sterben. Oder der Stamm — mit dem ich die Schule vergleiche — würde sprechen: „Ich will nichts mehr von der Krone wissen, ich versage ihr meinen Dienst.“ Was wäre das für ein armseliger Baum, nein, es wäre ja nur ein Strauch, bei dem sich die Krone gleich bei der Wurzel aufsehen müßte. Oder wenn gar die Krone käme — um sie mit der Hitler-Jugend zu vergleichen — wenn sie gar sagte: „Ich brauche Wurzel

und Stamm nicht, ich bin für mich allein Baum genug.“ Damit würde sie sich ja selbst zugrunde richten. Wenn aber alle drei zusammen sprechen: „Wir arbeiten alle für das gleiche Leben, für den einen Baum, wir wollen zusammenarbeiten, daß ein starker und guter Baum entstehe. Ich, Wurzel, will tief in die unverstiegbaren Kräfte des Bodens meine Arme einsenken, daß ich Kraft und Leben, immer neues Leben spenden kann. Und ich, Stamm, bewahre alles Gute, was sich im Lauf der Jahrzehnte an Kräften angesammelt hat und bau es zu einer unzerstörbaren Kraft, die stolz den ganzen Baum erhebt. Und ich, Krone, greife in den Himmel, tauche in die ewige Sonne, steh in Sturm und Regen und hole von dort her Kraft, die dem ganzen Baum wieder zugute kommt.“ Wenn alle so sprechen, wird ein Baum erwachsen, der stolz und unbezwinglich steht und Jahrhunderte überdauert. Und so wie hier müssen auch Elternhaus, Schule und Hitler-Jugend in einem Willen stehen, unsere Jugend zu einem großen Ziele zu führen, das immer und immer nur heißt: **Deutschland**, ewiges, unvergängliches Deutschland.

Heimkehr nach Munterswyhl

Erzählung von Franz Hirtler

Die Leute von Munterswyhl, einem Altertümlichen, von Weinbergen umrahmten Städtchen, waren keine Kopfhänger; sie feierten die Feste wie sie fielen, und sie waren berühmt dafür, daß es bei festlichen Gelegenheiten in ihrem Städtchen hoch herging. Sie hatten neben ihrer Arbeit, wenn es sich traf, Zeit genug zum Fröhlichsein, und sie hielten es für eine wichtige Sache, ihre Feste gut vorzubereiten und ihnen stets eine besondere heimatische Eigenart zu geben. Solch ein heiterer Sinn verdient heute hohes Lob. Denn das Leben soll nicht nur mit Geldverdienen ausgefüllt werden, sondern auch

mit Freude und mit ehrbarem Genuß. Vielleicht aber waren die Munterswyhler im Vergleich mit schwerblütigeren Menschen, die in den Ortschaften rings um ihr Städtchen zu Hause waren, doch etwas gar zu festfreudig und nahmen das Leben zu sehr von der leichten Seite? Man sagte ihnen nach, daß bei dieser Leichtblütigkeit und bei ihrer Lust an ausgelassenem Singen, Musizieren, Theaterspielen und Tanzen selten einer von ihnen auf einen grünen Zweig gekommen sei. Ihre Tüchtigkeit und ihr Fleiß, die man anerkannte, reiche eben gerade hin, sich über Wasser zu halten, habe aber nie zu besonderen

Erfolgen geführt. Solche Bemerkungen hörten die Leute in Munterswyhl lachend an. Sie konnten beweisen, daß sie bei all ihrer Bereitschaft zum Lustigsein doch dem Ernst des Lebens gerecht geworden waren, und daß sie ihre Geschäfte in gutem Schwung hielten, wenn sie sich auch von übertriebenen und neumodischen Unternehmungen fern hielten. In Munterswyhl war noch nie ein Mensch in Gefahr geraten, zu verhungern; denn man hatte etwas übrig für einen darbedenden Mitmenschen, und man machte sich ein Vergnügen daraus, einem notleidenden Wanderer außer einem Teller Suppe und einem Stück Brot manchmal auch ein Gläschen Wein, den man reichlich im Keller hatte, anzubieten. Was aber die Behauptung anbelangt, daß es noch nie ein Munterswyhler auf einen grünen Zweig gebracht habe, so brauchten die Leute, denen man solches vorhielt, nicht viele Worte zu machen, um solche geringe schätzigte Äußerung zu widerlegen. Sie konnten sich begnügen, mit Stolz den Namen eines Mannes zu nennen, der es wahrlich höher als auf einen grünen Zweig gebracht hatte; denn wer kannte dort nicht den trefflichen Herrn John Kurrus? Er war vor einem halben Jahrhundert als armer Johann Kurrus mit zwei Hemden und einem sauberen Anzug im Koffer aus Munterswyhl fortgewandert und war nun als wahrer Goldonkel nach einer Lebensfahrt durch die halbe Welt in seine Heimat zurückgekehrt. Es lohnte sich schon, den Fremden, die über den rüstigen Siebziger Lustkunst haben wollten, etwas Näheres über den Mann mit dem fecken federgeschmückten Jägerhut zu erzählen.

Als Kellner in großen Gaststätten erhielt damals vor fünfzig Jahren der junge Johann Kurrus ein gutes Fortkommen. Er fand sich zurecht in der Welt, war anständig und gewandt, so daß er in Italien bald den reisenden Engländern in ihrer Sprache ebenso gut erwidern konnte wie den Deutschen, wenn sie ein Beefsteak oder eine Portion eingemachtes Kalbfleisch verlangten.

Und schließlich war Johann Kurrus nach London gekommen, das damals die größte Stadt der Welt war. Dort in einem der vornehmsten Hotels bewegte er sich zwischen den mit hohen Spiegeln geschmückten Wänden des Speisesaals mit der Würde eines königlichen Kammerherrn, wenn er auch nur ein Kellner war und aus dem stillen deutschen Städtchen Munterswyhl stammte. Er hätte sich in seinem gußisenden Frack sehr wohl mitten in die Gesellschaft der Lords setzen können, die dort Einkehr hielten, ohne irgendwie störend aufzufallen. Aber John Kurrus, wie man ihn dort nannte, hatte noch allershand vor in der Welt. Er reiste aus dem ewig nebligen London in das Sonnenland Ägypten, wo ihm von einem in London zu Besuch weilenden Hotelbesitzer eine leitende Stellung angeboten worden war. Dort versäumte er keine Gelegenheit, die Wunder der Welt in Augenschein zu nehmen. Er bestieg die berühmte Cheopspyramide, reiste auch während eines Urlaubs den Nil hinauf bis Chartum und ein andermal auch durch die Libysche Wüste bis zur Oase Kufra, wo weiße Paläste und schmutzige Lehmhütten unter prächtigen Palmen stehen. Dabei war es ihm auch einmal gelungen, einen Löwen zu schießen. Welcher Munterswyhler hat je solche Tat vollbracht! Johann Kurrus war ein guter Schütze. Schon in jungen Jahren hatte er gelernt, mit einem Gewehr umzugehen; denn in seiner Heimatstadt pflegte die Schützengesellschaft diesen schönen Sport, und dort war es, wo er zum erstenmal ins Schwarze getroffen hatte. Und seither hatte der Herr Oberkellner stets Anschluß gefunden in Schützengesellschaften, die es in der ganzen Welt gibt, die aber nirgends so den Geist echter Kameradschaft hochhalten wie die Schützengesellschaft zu Munterswyhl im lieben Germany. — Ein Jahrzehnt weilte Johann Kurrus im sonnigen Land der Pyramiden, dann fuhr er durch das Mittelmeer und durch den Atlantischen Ozean nach Amerika. Er schaute sich in Neuyork um. Er dachte nicht mehr daran, als Steward, wie man dort

den Kellner nennt, sein Geld zu verdienen. Er hatte bereits genug Dollars erworben und konnte sich nun ein prächtiges Hotel in der besten Lage kaufen. Johann Kurrus aus Munterswyhl war nun ein gemachter Mann, er wandelte im Gehrock wie ein Fürst durch die Räume seines Hauses, das oben auf dem Dach in riesigen leuchtenden Buchstaben seinen Namen durch die Nacht hinaus rief: Kurrus.

Manchmal aber zog der Besitzer des prächtigen Hotels einen bequemen grünen Jägeranzug an, setzte seinen federgeschmückten Lodenhut auf und fuhr mit seinem Auto hinaus auf den Schießstand des Schützenvereins, den deutsche Landsleute nach heimatlichem Muster dort gegründet hatten. Das waren Stunden, in denen er manchmal fast glaubte, sein ganzes bisheriges Leben sei ein Traum, und er sei immer noch auf dem Munterswyhler Schießstand, wo er einst selbstgegoßene Kugeln zur Scheibe geschickt hatte. — Inzwischen hatte man auch in der Heimat von dem Glück des Johann Kurrus Kunde erhalten, denn der Besitzer des in ganz Newyork bekannten Kurrus-Hotels hatte seine in bescheidenen Verhältnissen lebenden Verwandten nicht vergessen: er sandte jedes Jahr zu Weihnachten Dollars. Endlich durfte man ihn auch selbst in der Heimatstadt begrüßen, und das war für Munterswyhl ein willkommener Anlaß zu einem Fest, an dem besonders die Schützengesellschaft sich hervortat. Man erwies dem waderen Manne, der in der Ferne seine Heimat nicht vergessen hatte, alle Ehre. Er verlebte einige glückliche Tage bei den Munterswyhlern und versprach, wiederzukommen. Dann fuhr John Kurrus nach Wien, wo sich die Schützen der ganzen Welt trafen zu einem Preischießen, bei dem es um die Weltmeisterschaft ging.

Das Blut aller derer, die im Glauben an Deutschlands Größe gefallen sind, ist nicht vergeblich geflossen. In dieser Zuversicht baue ich fest auf dich, du deutsche Jugend.

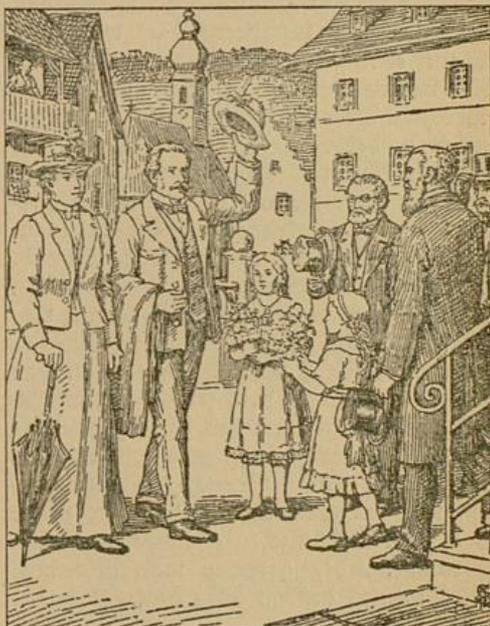
Hindenburg.

Als Vertreter des Newyorker Deutschen Schützenvereins wollte er dort zeigen, was er konnte. Ganz Wien wimmelte von grünen Schützenhüten, sogar der alte Kaiser Franz Josef trug einen solchen, als er zur Eröffnung des großen Festes auf die Ehrenscheibe schoß. Und dort erlebte Johann Kurrus den größten Tag seines an Glück und Erfolgen doch gar nicht armen Lebens. Er zeigte sich als ein Meisterschütze, der jeden Tag durch neue bewundernswerte Leistungen sich auszeichnete, und wurde am letzten Tag des Festes zum Welt-Schützenkönig ausgerufen. Der ehrwürdige Kaiser Franz Josef lud den neuen König ein, zu ihm in die prächtige Hofkutsche zu steigen, und fuhr mit ihm durch die Straßen Wiens, wo die Leute dichtgedrängt am Straßenrand und in den Fenstern standen und der alten Majestät sowie dem besten Schützen der Welt zujubelten. Die Zeit läuft schnell, und die Menschheit ist sehr vergeßlich. Es ist schon lange her seit jenem glanzvollsten Erlebnis des Johann Kurrus; wer aber heute nicht mehr daran glauben kann, daß ein Mann aus Munterswyhl mit dem Kaiser und König von Ungarn in Wien durch die Ringstraße gefahren ist, der lasse sich in Munterswyhl im Schützenwirthshaus unter Glas und Rahmen das Bild zeigen, das damals in allen Zeitschriften abgedruckt war, und das der Nachwelt den Ruhm des Johann Kurrus überliefert, wie sonst es ein Denkmal aus Stein tut. Noch manches Mal war der berühmte und verehrte Mann nach Europa herübergekommen und nach Munterswyhl, und hatte auch einige Male seine Frau mitgebracht, eine stattliche Amerikadeutsche, die ein wenig kränklich war und deren liebster Aufenthalt eine Anhöhe war, von der aus man das Städtchen Munterswyhl überblicken konnte; dort hatte ihr Johann Kurrus eine bequeme Bank aufstellen lassen.

Es kam der Weltkrieg, und man kann sich denken, mit welchen Empfindungen John Kurrus die Ereignisse auf den europäischen Kriegsschauplätzen verfolgte. Mitten in der Weltstadt Newyork stand ihm immer das Städtchen vor Augen, in

dem er seine Jugend verlegt hatte. Er dachte an das Schicksal der Freunde, die er dort hatte. Es gab keine Möglichkeiten, Nachrichten von dort zu erhalten und den in Not befindlichen Landsleuten Hilfe zu schicken. Aber nach dem unglücklichen, schmachvollen Kriegsende, als auch in Munterswyhl Trübsal und Elend herrschten, kam mit der ersten Post, die aus Amerika eintraf, ein Paket mit köstlichen Dingen herüber, Schinken und Würste, die man bestaunte, Kaffee und Tee, an dessen Duft man sich kaum mehr hatte erinnern können, Weizenmehl, dessen Feinheit geradezu sündhaft erschien, Seife von wunderbarer Güte, und noch mancherlei Überraschungen. Aber der Empfänger dieser herrlichen Dinge, der Bruder des John Kurrus, war nicht mehr am Leben, er war als Landwehrmann bei St. Mihiel gefallen. Tiefgerührt las die Witwe des Gefallenen den Brief aus Amerika. Voller Sorge erkundigte sich das deutsche Herz drüben nach dem Befinden seines Bruders und all der Freunde in Munterswyhl. Für Josefa, seine nun des Vaters beraubte Nichte, hatte der gute Mann überm Ozean Schokolade und Süßigkeiten beigelegt. Was sollte man dem lieben Onkel schreiben? Die ganze Chronik der Kriegsjahre in Munterswyhl würde ein dickes Buch geben. Aber die Mutter Josefas konnte nicht viele Worte machen aus ihrem Leid und ihrer Not. Sie schrieb auf einem einzigen Briefbogen, wie es aussah in Munterswyhl und in der deutschen Heimat, teilte den Tod ihres Mannes mit und zählte die Namen der Gefallenen auf, die Johann Kurrus gekannt haben mochte. Sie fügte ein Bild ihres Mannes in der Kriegsuniform bei und dankte für die reichen Gaben, die ihr und Josefa große Freude gemacht hätten. Josefa, die der Onkel als zwölfjähriges, lustiges Kind bei seinem letzten Besuch vor dem Krieg gesehen habe, sei nun zu einem großen, ersten Mädchen von fast achtzehn Jahren herangewachsen. Auf diesen inhaltsreichen Brief antwortete Johann Kurrus in seiner kurzen und sachlichen Art, die aber doch den Schmerz erkennen ließ, den

ihm der Tod seines Bruders bereitet hatte. Er ermunterte die beiden Frauen, den Lebensmut nicht zu verlieren, er wolle für sie in jeder Hinsicht besorgt sein. Auch hoffe er, bald wieder einmal in seine Heimat kommen zu können. Nach wenigen Wochen traf auch eine weitere reichliche Sendung aus Amerika ein. Johann Kurrus war sehr erfinderisch in seinen Hilfleistungen für die Verwandten in Mun-



Noch manches Mal war der berühmte und verehrte Mann nach Europa herübergekommen und nach Munterswyhl.

terswyhl. Er dachte an das Nützliche und Unangenehme und vergaß sogar nicht, der Schützengesellschaft eine Freude zu machen. Als zum erstenmal nach dem Krieg das Eröffnungsschießen am ersten Maisonntag stattfinden sollte, regte sich erstmals wieder in Munterswyhl die alte Lust, ein Fest zu feiern, das Schützenfest nach altem Brauch, wie es seit vielen Jahrzehnten in dem Städtchen einst gefeiert worden war. Während dabei die Schützen in den Ständen ihre Büchsen knallen ließen und um herrliche Ehrenpreise im Wettkampf lagen, versuchte das Volk sein Glück in den Würfelbuden, wo immer vier Spieler miteinander nach Zahlung eines kleinen Einsatzes

eine große Schützenbrotzettel herauspielten, die dem zufiel, der den höchsten Wurf tat. Aber wie sollte man in der Zeit der Brotkorten und des schlechten Mischmehles solche Brotzettel herstellen können? Kaum hatte der gute Johann Kurrus in Newport die Einladung der Schützengesellschaft zur Teilnahme an dem geplanten Fest erhalten, als er auf den wunderbaren Gedanken kam, den Schützenbrüdern einen großen Sack feinsten Weizenmehls zur Herstellung der Festbrotzettel zu stiften! Das war mehr als nur ein guter Einfall und eine freundliche Aufmerksamkeit, es war ein Zeichen des echten Verbundenseins mit den Landsleuten in der Heimat, eine Tat, die ihm nun alle Munterwähler Herzen gewann. Daß der Herr John Kurrus drüben zwischen den Wolkenkratzern an die Schützenbrotzettel gedacht hatte, das war rührend. Man nannte ihn von dieser Stunde an nur noch den Goldonkel in Amerika, wobei man nicht an das gelbe Edelmetall oder an Dollars dachte, sondern an das Gold im Herzen des fernen Munterwähler Landsmanns. So feierten also die Schützen in der Heimat zum ersten Male wieder nach altem Brauch das Schützenfest, und in jedem Hause, wo eine große Brotzettel von glücklichen Gewinnern heimgebracht wurde, gedachte man besonders des Mannes drüben über dem Ozean.

Es vergingen sieben Jahre, bis Johann Kurrus aus Newport wieder den Weg nach Munterwühl fand. Die Krankheit seiner Frau hatte ihn zurückgehalten. Er hatte die Reise in die Heimat wieder aufgeschoben in der Hoffnung auf die baldige Genesung der an einer Lungenkrankheit Leidenden. Aber nach einiger Zeit mußte er den Verwandten und Freunden in Munterwühl das Hinscheiden seiner Lebensgefährtin mitteilen; auch einem Glückskind wie Johann Kurrus blieb es nicht erspart, vom Leid dieser Welt zu kosten. Aus Munterwühl erfuhr er Zeichen echter Anteilnahme, und man achtete dort seine Trauer, indem man erst nach Verlauf von zwei Jahren ihm wieder eine

herzliche Einladung zum Schützenfest zukommen ließ. Da sagte er freudig zu. Zu gleicher Zeit lief durch Munterwühl gerüchtweise die Kunde, der „Goldonkel“ beabsichtige sich nun bald für immer wieder in seiner Heimat niederzulassen. Er hatte ja bereits seit einigen Jahren ein hübsches neues Haus stehen, das die Witwe seines Bruders in seinem Auftrag hatte bauen lassen. Er hatte gedacht, darin mit seiner Frau seinen Lebensabend zu verbringen. Die Schwägerin und ihre Tochter Josefa, denen Johann Kurrus ein sorgloses Leben gesichert hatte, wohnten nun darin und hielten den großen Garten, der das Haus umgab, in gutem Stand. Josefa pflegte mit besonderer Sorgfalt die Rosenanlage, die den an die Straße angrenzenden Teil des Gartens schmückte. Sie freute sich auf den Augenblick, da der Onkel diese prächtige Sammlung edler Rosenarten sehen würde. Als nun der Onkel schrieb, daß er zum Schützenfest in Munterwühl eintreffen werde, mischte sich in ihre Freude doch auch ein wenig Ärger, da dieses Fest ja wie immer am ersten Mai Sonntag stattfand und um diese Zeit die Rosen noch nicht blühten. Ihre Mutter meinte, der Onkel werde sich an dem Blütenflor der Rosenbeete auch noch im Juni erfreuen, und überhaupt auf einen so weitgereisten Mann wie Johann Kurrus werde ein Rosengärtchen in Munterwühl keinen besonderen Eindruck machen. Das kränkte die gute Josefa ein wenig, denn an dieser Rosenzucht hing ihr ganzes Herz. War es nicht eigentlich merkwürdig, daß sie ihr Herz an nichts anderes verloren hatte als an diese Blumen? Alle Munterwähler Leute wunderten sich, daß Josefa mit ihren vierundzwanzig Jahren noch keinen ernsthaften Freier angenommen hatte. Sie war im Schmuck ihrer braunen Haare und durch ihre zierliche Gestalt ein ungewöhnlich hübsches Mädchen und hatte auch als einstige Erbin ihres kinderlosen Onkels manchen Bewerber angezogen; aber mit keinem hatte sie sich näher eingelassen. Sie schien einzig für ihre Rosen zu leben. In diese schöne Liebhaberei floß die ganze unbe-

wußte Sehnsucht ihrer blühenden Mädchenjugend. Aber in solchem verwandelten, merkwürdigen Gefühl war ein kleines Geheimnis verborgen, das niemand, auch sie selbst nicht, ahnte, das aber in naturhaftem Wachstum sich ans Licht drängte. Es wuchs langsam in ihr, und sie staunte über ihr eigenes Herz, als sie erstmals von einer leisen Ahnung befallen wurde von dem, was in ihr sich regte. In weiteren rätselvollen Andeutungen soll hier der Leser nicht hingehalten werden, sondern es soll Gelegenheit gegeben werden, das zarte Geheimnis zu erraten, bevor die Leute von Munterswühl selbst davon erfuhren. Ein junger Mann erschien jeden Tag in dem Haus der beiden Frauen. Er trat immer fast zur gleichen Stunde durch die Gartentüre, die von Kletterrosen umrankt war, ging in das Haus, kam aber meist nach kurzer Zeit wieder heraus, blieb dann oft, wenn Josefa bei ihren Rosen war, einige Augenblicke bei ihr stehen. Sie sprachen dann über nichts als über diese stacheligen Pflanzen, über neue Arten, über die zweckmäßigste Pflege, über die Farben und den Duft ihrer Blüten und sonst über nichts. Niemand fiel das tägliche Kommen und Gehen dieses Mannes auf, man nahm es als eine Selbstverständlichkeit hin, und aus den kurzen Gesprächen zwischen ihm und Josefa zog niemand die Schlüsse, die man sonst gleich zu ziehen pflegt, wenn ein Mädchen und ein junger Mann beieinanderstehen. Bei näherem Zusehen löst sich manches Rätsel, und auch hier wird der Leser leicht in der Lage sein, die Dinge deutlicher zu sehen, als sie die Leute von Munterswühl sahen. Denn der junge Mann, der tagtäglich zwischen neun und zehn Uhr vormittags die Klinke der Gartentür niederdrückte und mit freudiger Spannung im Gesicht eintrat, machte diesen Gang im Auftrag und im Dienste einer weltumspannenden Einrichtung.

An einem Märzorgen war es, kurz vor Josefes Geburtstag, da kam er zur gewohnten Zeit wieder durch die Gartentpforte, und nun kann dem Leser sein Aussehen länger nicht mehr verschwiegen werden. Er sah Josefa in ihren Beeten zwi-

sehen den eingebundenen und durch Eingraben vor Frost geschützten Stöcken stehen. Der letzte Schnee war erst vor einigen Tagen weggeschmolzen. Der junge Mann grüßte, griff in die Ledertasche, die an einem Riemen an seiner Seite hing, und überreichte Josefa einen Brief, der mit ausländischen Marken besetzt war. Sie sah gleich, daß er vom Onkel Johann in Newyork war. Es war weiter nicht merkwürdig, daß sie dies sagte, und daß die



Ein junger Mann blieb dann oft, wenn Josefa bei ihren Rosen war, einige Augenblicke bei ihr stehen.

beiden dann ein kleines Gespräch über das Schützenfest führten, das nicht mehr ferne war, und zu dem auch der Onkel sein Erscheinen zugesagt hatte. Der Mann, mit dem sie sprach, war ja der Postbote Hermann Waibel, ein heller und munterer Bursche, mit dem es sich gut plaudern ließ. Er sah dem Schützenfest mit großen Erwartungen entgegen, denn auch er wollte als Mitglied der Schützengesellschaft seine Geschicklichkeit am Schießstand erproben.

„Ich schieße nicht schlecht“, sagte er mit schüchternem Stolz, „aber wenn es um einen Preis geht, dann hab' ich kein Glück.“

„Das Glück kommt immer unerwartet, man darf es nicht erzwingen wollen!“ erwiderte Josefa.

„Ja, freilich, man sollte im Schießstand gar nicht an einen Preis denken, aber unsereiner hat es nötig! Man möcht' doch sich selbst nicht verachten, man möcht' etwas gelten vor den Leuten.“ Hermann Waibel lächelte, er fand seine Rede selbst etwas komisch.

Josefa erklärte mit ernstem Gesicht: „Ich werde Ihnen den Daumen halten. Es wird aber nichts nützen, denn ich hab' mit dem Glück noch nichts zu tun gehabt.“

„Oho!“ widersprach Hermann Waibel. „Wenn ich mir das Glück als etwas Lebendiges vorstelle, dann denk' ich, daß es so aussehen wird wie Sie, Fräulein Josefa! Halten Sie mir nur den Daumen!“

Das Mädchen erröthete und schwieg. Der Postbote kramte in seiner Tasche, holte noch eine Postkarte und eine Zeitung hervor und überreichte sie der ratlos Dastehenden. Das Gespräch war beendet.

Hermann Waibel grüßte sie, sich verabschiedend, mit aller Herzlichkeit. Das Mädchen nickte, und aus ihren Augen schoß ein Strahl zu dem jungen Mann hinüber, der ihm viel hätte sagen können, wenn er nicht gar so kleinmütig gewesen wäre. Zum erstenmal hatten die beiden nun von etwas anderem als von der Rosenzucht miteinander gesprochen.

Bei jedem Zusammentreffen redeten sie nun vom Schützenfest und von den Dingen, die damit zusammenhingen. Es waren immer nur ganz kurze und eigentlich nichtsagende Gespräche, aber Josefa erschienen sie inhaltsreich und wichtig. Sie wußte freilich auch jetzt noch nicht, wie es mit ihrem Herzen stand. Hermann Waibels Gedanken gingen aber in dieser Zeit stets um etwas ganz Bestimmtes, er träumte am hellen Tag immer wieder einen Traum, dessen Erfüllung ihm ganz unmöglich schien.

Mit heiterem Gesicht ging der Postbote von Haus zu Haus, lachte und scherzte mit den Leuten, die ihn gerne sahen, weil er freundlich war. Niemand

ahnte, daß Hermann Waibel in mancher stillen Stunde ein kummervolles Gesicht machte und sich Mut zuredete, im Rosengarten Josefas ein ernstes Wort und eine Schicksalsfrage auszusprechen.

Schützenfest in Munterswyhl! Endlich war der Morgen des ersten Maisontags angebrochen! Strahlend schaute die Sonne über die Berge auf das zum Feste gerüstete Städtchen. Krabumm! Krabumm! dröhnten die Böller von der Anhöhe herab und weckten die Schläfer, die noch nicht munter waren, weil sie am Vorabend erst sehr spät die Betten aufgesucht hatten wegen der Vorbereitungen zum großen Tag. Es mußten Brezeln, Beden, Brote, Kuchen gebacken, Schweine und Kälber geschlachtet, Würste gemacht, Buden aufgeschlagen, Girlanden und Kränze gewunden, duftige Jungferngewänder gebügelt, Locken gewidelt, Gewehre gereinigt und nachgesehen werden. Auch mußten die Straßen sorgfältig gefegt und die Brunnen mit Birkenreisern geschmückt werden.

Mit der Bahn, zu Wagen oder zu Fuß trafen die Festgäste von auswärts ein. In allen Straßen und hoch am Kirchturm wurden die Fahnen herausgesteckt. Nach dem Gottesdienst trafen sich die Schützen im Garten des Schützenwirthshauses, wo die blonde Wirtin in weißer Festschürze Umschau hielt, ob alles in guter Ordnung wäre. Im Nebenzimmer, wo in einem Glaschrank die alte Fahne des Vereins verwahrt war, hielten die Männer des Vorstands eine letzte Beratung. Eine besondere Ehrung für Johann Kurrus sollte dem Festschießen vorausgehen; man wollte dem verehrten Manne die Würde eines Ehrenpräsidenten der Schützengesellschaft verleihen. Diese Ehre war während des jahrhundertelangen Bestehens der Gesellschaft noch niemand zuteil geworden, oder vielleicht höchstens nur dem Kaiser Maximilian, der Anno 1507 der damals gegründeten Schützengilde außerordentliche Rechte verliehen hatte. Im Verlaufe

des Schießens sollte der Herr Ehrenpräsident auch einige Schüsse auf die Scheibe schicken, außerhalb des Wettbewerbs natürlich, denn für einen Mann, der einst Weltshützenkönig geworden war, wäre es nichts Besonderes gewesen, in Munterswyhl zu siegen. Aber gerade wegen dieser Ehrenschüsse hatte man einige Bedenken. Vielleicht hatte der nun über 70 Jahre alte Mann nicht mehr die sichere Hand und das gute Auge wie ehemals. Dann mußte es doch ihm und allen seinen Freunden peinlich sein, wenn er Zweier oder Dreier schoß, oder gar eine Kugel neben die Scheibe gehen ließ. Ein solch mißlicher Vorfall mußte vermieden werden. Es mußte ja den berühmten Mann bitter kränken, wenn die Zeitungen berichteten, daß er schlecht geschossen hatte. Aber wie sollte man es einrichten, daß so etwas nicht geschah? Einen harmlosen kleinen Schwindel mußte man vorbereiten, dann konnte man Herrn Johann Kurrus unbesorgt seine Schüsse abfeuern lassen. Der Schneiderkarli, der bei dem Schießen in der Deckung vor den Scheiben die Aufsicht führte, erklärte, es sei leicht zu machen, man müsse nur den Anzeigern ein unauffälliges Zeichen geben, sobald Johann Kurrus zum Schießen antrete. Dann würde der Mann, der die Scheiben bediente, anzeigen, was sich für Johann Kurrus ziemte: vielleicht zwei Elfer, einen Zehner und drei Zwölfer. Denn wenn Johann Kurrus nur Zwölfer schoß, hätte es vielleicht Verdacht erregen können. Das war eine gute Idee. Wie aber gab man dem Anzeiger ein Zeichen? Man konnte doch nicht geradezu eine Fahne schwenken, wenn Johann Kurrus zum Schießen sich anschickte. Der Schneiderkarli wußte auch da Rat: Man hing an einem bestimmten Ort, etwa am linken Seitenpfosten des Schießstandes, einen Hut auf, sobald der „Goldonkel“ an der Reihe war. Den Hut konnte der Anzeiger mit seinem Spiegel leicht bemerken. Es konnte niemand auffallen, auch dem Schützen selbst nicht. Ein glänzender Einfall! Die Leute des Vorstandes waren nun beruhigt; für Johann Kurrus

war gesorgt. Die Sache wurde im einzelnen verabredet, und der Schneiderkarli schlug am linken Seitenpfosten des Schießstandes einen Nagel ein, an den einer von den Leuten des Vorstandes seinen Hut aufhängen sollte, sobald Johann Kurrus zum Schießen sich anschickte.

Um 2 Uhr des Nachmittags versammelten sich die Schützen auf dem Marktplatz, wo sich auch eine große Schar einheimischer und auswärtiger Zuschauer eingefunden hatte. In grünen Schützenröcken und ebensolchen federgeschmückten Hüten nahmen die Mitglieder der Schützengesellschaft und die fremden Schützen Aufstellung. Nach einigen Kommandorufen setzte kräftig die Musikkapelle ein. In strammem Schritt marschierte der Zug. Wuchtig markierten die große Trommel und das Becken den Takt, die Klarinetten jubelten, und die Trompeten schmetterten. Es war ein herrlicher Ohrenschmaus. Stolz marschierten die Männer mit geschulterten Gewehren durch die Hauptstraßen, und jeder hatte ein kleines Maiglöckchensträußchen in die Laufmündung gesteckt. Aus den Fenstern und aus den Reihen der Zuschauer, die die Straßen säumten, wurden Blumen geworfen. Oft gelang es den Schützen, diese fliegenden Huldigungen aufzufangen. Alle Mannesalter waren vertreten, von dem schlanken Zwanzigjährigen über die beleibten Bierziger bis zu den ergrauten älteren Herren. Einem fremden Zuschauer, der nicht näheren Bescheid wußte, mußte es auffallen, daß einem in der ersten Reihe hinter der Musikkapelle marschierenden weißhaarigen Schützen besonders stürmischer Jubel und zahlreiche Blumengrüße zuteil wurden. Das war Johann Kurrus aus Newyork, der im Zug der Munterswyhler Schützen mitmarschierte! Man sah es seinem klugen und immer noch von Willenskraft erfüllten Gesicht an, daß er ganz bei der Sache war, wie alle diese wackeren Männer. Seine Augen verrieten die Freude in seinem Innern, das Glück der Erfüllung eines Traumes, den er während der vergangenen Jahrzehnte immer wieder geträumt hatte. In

seiner Heimatstadt in festlichem Zugemitzumarschieren. Das durfte er nun erleben, und es war köstlicher als alles, was ihm in Newyork an Ehre und Erfolg zuteil geworden war. Allen Zurufern nickte er freundlich zu.

Der Zug kam näher und näher dem Festplatz. Ein Herz in der langen Marschkolonne schlug lebhafter, als das Haus sichtbar wurde, in dem die Schwägerin des Herrn Johann Kurrus mit ihrer Tochter Josefä wohnte. Hermann Waibel, der Postbote, war fast nicht wiederzuerkennen im Schützenkittel und mit dem Schützenhut, die er mit seinem postalischen Rock und mit seiner Dienstmütze vertauscht hatte. Aber Josefä hatte ihn schon von ferne erblickt und warf ihm mit sicherer Hand ein Sträußchen zu, das er hochbeglückt auffing.

Der Festplatz zwischen dem Schützenwirthshaus und den Schießständen bot ein buntes und bewegtes Bild. Fahnen und Girlanden umsäumten ihn. Verkaufsbuden mit Ledereien und Wurstwecken standen in Reihen, und draußen auf einer Wiese war als Lustbarkeit der Jugend ein prächtiges Karussell in Tätigkeit. Ein großes Schild lud in den Wirtschaftsgarten des Schützenwirthshauses ein mit dem alten Spruch: „D Mensch im Volksgewühl, trink Wein von Munterwühl!“ Und ein fröhliches, buntes Volksgewühl war nun wirklich auf dem von der Maironne beschienenen Platz. Drüben bei den Schießständen hörte man einen Festredner laute Worte sprechen, und bald hallten stürmische Hochrufe herüber. An den Würfelbuden, wo die riesigen Schützenbrezeln an Stangen hingen, ging es lebhaft zu. Bald begann es vom Schießstand her zu knallen. Das Preisschießen hatte begonnen!

Johann Kurrus saß im Garten des Schützenwirthshauses an einem Tisch, den seine einstigen Schulkameraden und Jugendfreunde besetzt hatten. Immer wieder mußte er einem alten Freunde, der mit dem Glas zu ihm trat, Bescheid tun.

Am Schießstand herrschte gute Ordnung. Die Aufschreiber saßen an ihrem Tisch

und notierten die von jedem Schützen erzielten Punkte. Gelächter erschallte, wenn der Anzeiger aus der Deckung winkte: Vorbei! Hermann Waibel war froh, daß er nun schon an die Reihe kam. Sein Gesicht verriet nicht im geringsten die Aufregung seines Innern. Er versuchte immer wieder, jetzt auf Augenblicke Josefä zu vergessen; aber er hatte sie immer vor Augen, wie sie ihm lachend das Sträußchen zugeworfen hatte. Nun trat er an die Schranke, unruhig und unsicher. Sein Name wurde gerufen. Er richtete sein Gewehr zum Schuß. Aber irgend etwas störte ihn. Der Hut, den er statt der gewohnten Dienstmütze trug, machte ihm heiß und belästigte ihn. Er ließ das schon erhobene Gewehr wieder sinken, nahm rasch die ärgerliche Kopfbedeckung ab, entdeckte mit einem Zufallsblick den Nagel am linken Seitenpfosten, und schon hatte er den Hut daran aufgehängt! Es war jener Nagel, den der Schneiderkarli zu einem geheimnisvollen Zwecke dort eingeschlagen hatte. Es blieb zunächst unbeachtet. Krach! Hermann Waibel hatte geschossen. „Zwölf!“ riefen die Aufschreiber. Der Schütze erschraf vor seinem fabelhaften Glück. Er legte wieder an. Krach! „Elf!“ rief der Aufschreiber. Es war immer noch ausgezeichnet. Weiter! Abermals schoß Hermann Waibel einen Elfer. Nun bemerkte einer der in die List eingeweihten Vorstandsleute mit Schrecken den Hut am Seitenpfosten. Im ersten Augenblick wollte er hinein und ihn herunterreißen. Aber hätte das nicht die ganze Sache verraten? Endlich traf er ein anderes Mitglied des Vorstandes, den Schriftführer, und teilte diesem die mißliche Geschichte mit: Nun meinten die Leute bei der Scheibe, der Amerikaner schieße, aber statt seiner erhielt nun der Hermann Waibel die hohen Treffer! Eine böse Sache! Was tun? „Nichts zu machen!“ sagte mit Achselzuden der Schriftführer. Inzwischen hatte Hermann Waibel noch dreimal geschossen und jedesmal war es ein Zwölfer gewesen! Eine erstaunliche Leistung: 70 Punkte mit sechs Schüssen! Hermann Waibel war

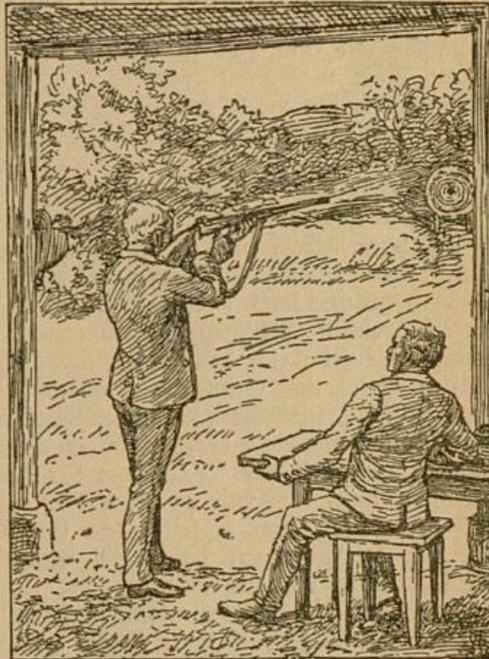
aufser sich vor Verwunderung und Glück. Er verlieh den Schießstand. Ein Bursche lief ihm nach und überreichte ihm den Hut, den der glückliche Schütze am Nagel hatte hängen lassen. Es scheint, dachte Hermann Waibel, daß das Glück nun den Weg zu mir gefunden hat! Er suchte Josefa auf dem von Menschen wimmelnden Festplatz. Er fand sie nirgends. Halb unbewußt war er in eine Würfelbude getreten, machte einen Einsatz und hatte im nächsten Augenblick eine große Schützenbrotzel gewonnen, die er sich an den Arm hängte. Endlich erblickte er Josefa am Karussell. Sie stand dort mit einigen Kindern, die sie zusammengerufen hatte, um ihnen eine Rundfahrt zu bezahlen. Das tat sie im Auftrag des Onkels, und das machte ihr großes Vergnügen. Hermann Waibel trat keck zu ihr und fragte, ob sie ihm nicht auch eine Fahrt bezahlen wolle. „Mehr als eine! Fünfe! Zehne!“ sagte sie scherzend und errötete. Nun, im Rausch seines Schützenglücks, fand der junge Mann die rechten Worte: „Ich fahre nur, wenn Sie mit mir fahren, Fräulein Josefa!“

„Aber nein, das geht jetzt doch nicht. Heute abend, wenn die Kinder nicht mehr da sind — vielleicht!“

Aus dieser Antwort schöpfte Hermann Waibel nur noch größeren Mut. Da es ein Glückstag war, an dem kein Schuß fehlging, wagte er das Außerordentliche, an das er vor seinem Erfolg im Schießstand nicht ernsthaft zu denken gewagt hatte; er sagte in ganz vertrautem Ton: „Heute abend? Das wird schön, aber es dauert noch eine Weile. Vorher könnten wir einen kleinen Spaziergang durch den Graben machen — wollen Sie, Josefa?“

Sie schaute ihn an mit einem seltsamen Lächeln, hinter dem sich ihre letzte Scheu verbarg, und sagte nichts. Hermann Waibel begriff, daß das ein Ja bedeutete. Sie zählte die Gruppe der versammelten Kinder ab, gab dem Geldeinnehmer des Karussells den Betrag für drei Fahrten, und als die Buben und Mädchen jubelnd auf ihre Plätze im Karussell geklettert

waren, ging sie an der Seite des glücklichen Postboten über den Festplatz und hinaus auf den Weg, der „der Graben“ genannt wurde. Das war ein einsamer Spazierweg dicht vor dem Städtchen, an einer Stelle, wo noch ein Stück der uralten Stadtmauer stand, eine stimmungsvolle Vertlichkeit, wo sich die Munterstwyhler Liebespaare seit Jahrzehnten tra-



Krach! Hermann Waibel hatte geschossen.

fen. Nun blühten dort an den Rainen die Veilchen und die Schlüsselblumen. Wie ein Sieger schritt Hermann Waibel an Josefas Seite dahin; er wußte, daß er in wenigen Augenblicken das geliebte Mädchen in den Armen halten werde, und daß sie sich gegen seine Küsse nicht wehren würde.

Neben dem Schießstand standen drei Männer und steckten die Köpfe zusammen. Es waren die Herren des Vorstandes der Schützengesellschaft. Was sollte man tun? Dem Hermann Waibel waren die 70 Ringe aufgeschrieben worden, die man dem Herrn Kurrus zugebracht hatte! Bis zu diesem Augenblick hatte noch niemand

diese Zahl erreicht; es war fast sicher, daß der Postbote den ersten Preis erhielt. Die Leute, die die Sache eingefädelt hatten, sahen ein, daß sie diesen Schwindel nicht hätten machen sollen. Inzwischen hatte der einstige Welttschützenkönig seine Ehrenschnüßle getan und hatte mit rascher Hand 66 Ringe erzielt, welche richtig den Löchern entsprachen, die seine Kugeln in die Scheibe gebohrt hatten, ein sehr gutes Ergebnis. Man hätte also gar nicht diese Komödie mit dem Hut zu machen brauchen. Aber was nützte nun der Ärger! Man durfte sich nichts merken lassen und mußte dem Postboten seine 70 Ringe lassen. —

Fast eine Stunde war vergangen, als Hermann und Josefa wieder auf den Festplatz zurückkehrten. Nun sagten sie Du zueinander und schwärmten von ihrem Zukunftsglück. Das hatten sie zwischen den blühenden Büschen im „Graben“ genau und gründlich besprochen und mit Küßchen besiegelt. Ernstliche Hindernisse ihres Glückes fürchteten sie nicht. Wenn die Mutter vielleicht nicht gleich einverstanden war mit der Wahl, die Josefa getroffen hatte, so war doch zu hoffen, daß der Onkel, dem ja selbst das Glück oft freundlich gewinkt hatte, ein Wort für die beiden einlegen würde.

„Noch heut' abend, Hermann, mußt du mit dem Onkel reden“, sagte Josefa leise. Er sah die Beliebte zärtlich an und nickte. Un solch einem Glückstage konnte man alles wagen! —

Trompetensignal: Trarara! Trarara! Die Preisverteilung begann! Eine Stimme rief über die lauschenden Festgäste hin: „Den ersten Preis erhält mit siebzig Ringen der Schütze Hermann Waibel aus Munterswyhl...“

Lauter Jubel und Hochrufe! Der Aufgerufene trat hervor und empfing den Preis, eine prächtige Wanduhr. Man beglückwünschte ihn lachend, und heimlich blinzelten sich zwei Männer vom Vorstand zu. Hermann Waibel verschwand mit seiner Beute in dem Gewühl der Menge. Die Preisverteilung ging weiter. Der glückliche Gewinner des ersten Preises

wußte, wo er nun Josefa treffen konnte: im Nebenzimmer des Schützenwirthshauses wartete sie mit ihrer Mutter und dem Onkel auf ihren Geliebten. Ganz unvorbereitet waren die beiden alten Leute nicht auf das, was sich an diesem Abend entscheiden sollte, aber sie ahnten wohl nicht, daß das Paar, das sich an diesem Tage zusammengefunden hatte, nun gleich auch sich die Zustimmung der Mutter und des Onkels holen wollte.

Das Zimmer, in dem die drei Leute saßen, war nur von einigen Gästen besetzt, die in kleinen Gruppen an einzelnen Tischen saßen; draußen im Wirthszimmer und im Saal saß dichtgedrängt die fröhliche Menge. Hermann Waibel trat mit fröhlichem Gruß ein. Er legte seinen Gewinn, in dem das Schlagwerk leise klingelte, vorsichtig auf das Klavier, hing seine Schützenbrezel an einen Haken neben seinem Hut und trat ohne seine sonstige Schüchternheit an den Tisch zu Josefa. Es lag schon eine ungewohnte Feierlichkeit darin, daß man sich die Hände gab. Johann Kurrus schaute den jungen Mann genau an und sagte: „Sie haben gut geschossen, Herr Waibel, es freut mich, daß ich Sie beglückwünschen kann zu Ihrem Preis. Eine schöne Uhr! Immer wenn sie schlägt, werden Sie sich an diesen Tag erinnern!“

„Danke, Herr Kurrus, danke. Sie wissen wohl, wie es einem zumut ist, wenn man Schützenglück gehabt hat!“ Er deutete auf das Bild, das an der Wand hing, das Bild aus Wien, auf dem man Johann Kurrus in der Hofkutschsche neben dem Kaiser von Oesterreich sah.

Der Amerikaner nickte, lächelte und versank auf einige Augenblicke in Erinnerungen. Dann schaute er die beiden jungen Leute fest an und sagte bedeutungsvoll: „Nun, mein lieber Herr Waibel, ich kann mir denken, daß Sie nicht weniger glücklich sind als ich damals an des Kaisers Seite. Muß es ein Kaiser Franz Josef sein und eine Hofkutschsche? Ich meine, Josefa und Sie, das gibt auch kein übles Bild!“

Das war deutlich gesprochen. Die beiden Liebesleute errötheten tief vor Überraschung. Woher hatte der Onkel erfahren, wie es

mit ihnen stand? Dieser Mann war doch ein ganz großer Menschenkenner. Hermann Waibel schaute mutig auf Josefes Mutter, die sich bemühte, ein strenges Gesicht zu machen. Sie erwartete, daß hier nichts beschloffen und abgemacht werde ohne ihre Zustimmung. Der Onkel war ihr in diesen Dingen doch etwas zu amerikanisch. In Munterswyhl machte man es den jungen Leuten doch nicht so leicht? Hermann Waibel ahnte ihre Gedanken, und darum sprach er respektvoll zu der Mutter seiner Erwählten: „Was für ein Bild das gibt, wenn wir hier beisammen sitzen, Josefa und ich, weiß ich nicht recht. Hoffentlich kein schlechtes. Aber wenn Sie, liebe Frau Kurrus, uns freundlich ansehen, dann wird es recht werden mit uns. Dann will ich ein weiteres Wort wagen und wir werden Ihnen das Glück verdanken. Hier im Wirtshaus kann man nicht darüber sprechen. Darf ich morgen auf den Abend einmal zu Ihnen kommen? Nicht mit der Posttasche, sondern in Zivil?“

Da schaute die Mutter lächelnd den Onkel an, der dem mutigen und feinsinnigen Werber anerkennend zunickte; dann wandte sie sich mit dem gleichen Lächeln zu Hermann Waibel und sagte fast würdevoll: „Ja, Herr Waibel, kommen Sie morgen abend! Dann können wir die Sache, die euch beiden so wichtig ist, besprechen.“

„Bravo!“ rief der Onkel und füllte die Weingläser des Paares. „Ich werde auch dabei sein, und ich glaube, daß ich dann gleich gratulieren kann!“ Alle ergriffen die Gläser und stießen an. Das Gespräch kam in Gang und wurde ganz familiär und so fröhlich, wie es sich für den Abend des Schützenfestes geziemte. Drüben im Saal spielte die Munterswyhler Stadtmusik einen frischen Marsch. Josefa lehnte sich glücklich an ihren Erwählten.

„Hermann“, sagte sie leise zu ihm, „wenn die Rosen blühen, wird es so weit sein, daß wir Hochzeit feiern können.“ Er schaute sie glückstrahlend an und drückte ihr heimlich die Hand. —

Als es draußen schon dunkel geworden war, gingen Josefa und Hermann nochmals über den Festplatz. Johann Kurrus und Josefes Mutter besprachen drinnen in der Wirtsstube die Zukunft des jungen Paares.

„Die Briefftasche wird er an den Nagel hängen!“ sagte Johann Kurrus mit väterlicher Bestimmtheit. „Ich habe einen Plan, und ich glaube, der Herr Schwiegersohn ist der Mann, der ihn ausführen kann. Ich kenne meine Leute.“

Mehr sagte er an diesem Abend nicht, aber das war genug.

Draußen auf dem Festplatz drehte sich das Karussell mit vielen Lichtern. Das Orgelwerk schmetterte fröhlich. In einer prächtigen Gondel unter einem märchenhaften Baldachin saßen Hermann und Josefa. Sie schauten in schweigendem Glück hinaus auf die Menge, die den Platz füllte.

Der Schriftführer der Schützengesellschaft und der Schneiderkarli standen beim Karussell und bemerkten das Paar.

„Glück muß der Mensch haben!“ sagte der Schriftführer.

Der Schneiderkarli, der den ganzen Nachmittag die Scheibe bedient und die Ringe angezeigt hatte, verriet nun noch ein Geheimnis: „Der Waibel Hermann hat mehr als nur Glück. Er ist ein Hauptkerl und ein sehr guter Schütz dazu. Er ist nicht durch unseren Schwindel zu seinem Preis gekommen. Wieviel glaubt ihr, daß er geschossen hat?“

Der Gefragte blickte den Schneiderkarli verwundert an und zuckte die Achseln.

Der Schneiderkarli fuhr fort: „Neunundsechzig! Neunundsechzig hat er wirklich geschossen! Nur einen Ring weniger als angezeigt! Es ist kein Unrecht, daß er den ersten Preis bekommen hat!“

Wirf den Helden in deiner Brust nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!

Nietsche.